

Von Heilig- und Seligsprechungsverfahren

Seit dem letzten Bericht (in *dieser* Zeitschrift, 1959, 216—222) sind drei Heiligsprechungen, zwei Erklärungen des heroischen Tugendgrades und einige „Einleitungen“ von Seligsprechungsverfahren beim Heiligen Stuhl erfolgt.

Die Heiligsprechung des Patriarchen und Erzbischof von Valencia, *Johannes de Ribera* (1533—1611), am 12. Juni dieses Jahres, geschah unter Einhaltung aller Vorschriften des heute geltenden Kirchenrechtes und mit der herkömmlichen Feierlichkeit in St. Peter, und zwar auf Grund von zwei Wundern, die erst in unserem Jahrhundert auf seine Fürsprache hin gewirkt und in kanonischen Prozessen überprüft worden waren.

Don Juan de Ribera entstammte einer berühmten Familie in Sevilla, die verwandtschaftliche Beziehungen zu den Herrscherhäusern von Navarra, Aragón und Kastilien hatte. Sein Vater war „Vice-König“ (oder Statthalter Philipps II.) zuerst in Katalonien (1554—1558) und dann in dem damals unter spanischer Herrschaft stehenden Königreich Nepal (von 1559 bis zu seinem Tod im Jahre 1571). Der heilige Franz de Borja, ehemals Herzog von Gandia, hatte den gleichen Urgroßvater wie Don de Ribera, dem Gott außergewöhnliche Anlagen des Geistes und des Herzens auf den Lebensweg mitgegeben hatte. Seine Mutter starb wenige Tage nach seiner Geburt, aber zwei Tanten mütterlicherseits suchten deren Stelle in der Erziehung zu vertreten. Sein Vater berief ausgezeichnete Lehrer in den Palast, in deren Schule Johannes nicht bloß die spanische Muttersprache, sondern auch Latein, Griechisch und Hebräisch lernte, ja sogar selbst eine griechische Grammatik schrieb. Früh entschied er sich für den geistlichen Stand und erhielt schon mit zwölf Jahren — nach päpstlicher Dispens — die Tonsur, womit er nicht nur einem in adeligen Familien damals herrschenden Brauch, sondern auch dem Zug und Wunsch seines eigenen Herzens folgte.

In den Jahren 1544—1557 studierte Johannes in Salamanca, zuerst die humanistischen Fächer und dann Kirchenrecht und Theologie. Sein Vater hatte dort für ihn und die Tante ein Haus gemietet, worin Johannes so zurückgezogen lebte, daß es die Mitschüler einfachhin „das Kloster“ nannten. Sein Studieneifer und ein gewisses Übermaß der Askese führten zu einer vorübergehenden Erschöpfung, die ihn zwang, ein Semester lang auszusetzen. Nach einem glänzenden Abschlußexamen vor den berühmten Dominikaner-Professoren Soto, Sotomayor und M. Cano wurde er mit 25 Jahren zum Priester geweiht (1557) und erhielt bald einen Lehrauftrag von der gleichen Universität, an der er seine Studien gemacht hatte. Doch schon 1562 überraschte ihn die Ernennung zum Bischof von Badajoz. Er nahm die Würde erst an, nachdem er sich mit dem seligen Juan de Avila beraten hatte und von ihm dazu ermutigt worden war. Von seinem Eifer für die Erneuerung des christlichen Lebens in seiner Diözese zeugen die Synoden, die er abhielt, und das Lob, das ihm der heilige Papst Pius V. öffentlich spendete, als er ihn schon im Jahre 1569 zum Erzbischof von Valencia ernannte und ihm zugleich den Titel des Patriarchen von Antiochien verlich. In einem öffentlichen Konsistorium nannte der Papst den Heiligen eine „Leuchte für ganz Spanien, einen großen Verehrer der heiligen Eucharistie, die er in eigener Person den Armen und den Kranken brachte, wie er überhaupt mehr das Leben eines Ordensmannes als eines Prälaten führt“. Schon bei der Ernennung Riberas zum Bischof von Badajoz hatte der heilige Papst in seinem Dekret erklärt: „Besser als Unsere Unwürdigkeit würde er (nämlich Don Juan de Ribera) verdienen, auf diesem Stuhl des hl. Petrus zu sitzen.“ — De Ribera sprach zwar in einem Schreiben an Pius V. vom 15. Juli 1569 seinen Verzicht auf die bischöfliche Würde überhaupt aus, mußte sich aber schließlich dem klaren Willen von Papst und König (Philip II.) fügen. 42 Jahre war er Bischof von Valencia.

Selbst der heilige Thomas von Villanova, der von 1544—1555 den Stuhl von Valencia innegehabt hatte, hatte manche schweren Probleme der Erzdiözese ungelöst zurücklassen müssen, vor allem die Neuordnung der Universität, die Reform des Klerus und die Bekehrung der Mauren, d. h. der in Spanien verbliebenen Nachkommen der Araber. — Die Uni-

versität von Valencia war praktisch von weltlichen Behörden und Laien abhängig geworden, und zwar so sehr, daß diese auch die Professoren für die theologischen Fächer wählten, natürlich nur zu oft aus der Reihe ihrer Freunde und nicht in Hinsicht auf deren Würdigkeit und Eignung. Der neue Erzbischof als verfassungsmäßiger Kanzler der Universität setzte den Rektor und drei Professoren ab und ließ sich auch durch öffentliche Schmähschriften und Umzüge der Unzufriedenen nicht einschüchtern. — Die Reform des Klerus suchte er nicht so sehr durch juristische Vorschriften zu erreichen als vielmehr durch die persönliche Anleitung zu einem wahrhaft priesterlichen Leben, wofür er selbst das beste Beispiel gab. In einer Zeit, in der die aristokratischen Vorrechte gleichsam eine unübersteigbare Schranke zwischen Bischof und Volk aufgerichtet hatten, sah man den Heiligen mehrmals in der Woche in einer Bank der Kathedrale, wie er die Beichten auch der einfachsten und ärmsten Gläubigen hörte, oder wie er auf einem Platz der Stadt die Kinder unterrichtete oder persönlich den Kranken und Sterbenden die heilige Wegzehrung brachte. Obwohl er keine besondere Rednergabe besaß, machten seine Predigten doch großen Eindruck, weil sie mehr die Frucht des Gebetes als des Studiums waren, von Herzen kamen und besetzt waren vom Geist der Heiligen Schrift, besonders des hl. Paulus. Für die Priester veranstaltete er in den vierzig Jahren seines Episkopats nicht weniger als sieben Synoden, und für alle Gläubigen erließ er mehr als sechzig Hirtenbriefe. — Wohl die schwerste Aufgabe des Erzbischofs war die Bekehrung der Mauren. Diese hatten zwar mit dem Fall der Stadt Granada, ihres letzten Bollwerkes auf der iberischen Halbinsel, ihre politische Machtstellung verloren, aber innerlich hielten sie an ihren mohammedanischen Lehren und an ihrem Haß gegen alles Christliche fest. Darum gab es nicht wenige und auch kirchliche Würdenträger, die ihre Ausrottung befürworteten; doch der Erzbischof von Valencia mühte sich auf jede nur erdenkliche Weise, sie für das Christentum zu gewinnen. Er erschöpfte seine reichen Mittel und verkaufte sogar alles Silber des Palastes, aber er mußte sich immer wieder überzeugen — wie er in sein Tagebuch schrieb: „Sie sind ‚maurischer‘ denn je.“ Nach vierzigjährigem vergeblichem Bemühen sah er sich gezwungen, Philipp III. das Ausweisungsdekret für die Mauren zu empfehlen.

Am meisten bezeichnend für die geistliche Gestalt des heiligen Erzbischofs ist seine große Verehrung der heiligsten Eucharistie — wie schon der hl. Papst Pius V. hervorgehoben hat. Als bischöfliches Wappen wählte er die Darstellung eines Ziborium zwischen zwei Weihrauchfassern und dazu die Worte: „Was könnte ich dir, mein Sohn — nach alledem — noch mehr tun?“ (Tibi post haec, fili mi, ultra quid faciam?). Man hat ihn nicht mit Unrecht den „Mystiker der Eucharistie“ genannt. Dies zeigte sich, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, vor allem bei der heiligen Messe. Wenn er sie in seiner Privatkapelle feierte, dauerte sie bis zu drei Stunden, weil er dabei durch die Übermacht einer besonderen Gnade ganz und gar in das Geheimnis der Erlösung versunken war. (Die Ministranten brauchten unterdessen nicht am Altar zu bleiben.) Der Heilige hat aber auch zur Verberrlichung des eucharistischen Herrn ein Werk geschaffen, das — wie P. Alarcón SJ sagt — in seiner Art wohl auf der ganzen Welt einzig ist. Mit dem großen, von seinem Vater geerbten Vermögen baute er — in den Jahren von 1583 bis 1604 — ein großes Heiligtum, Corpus-Christi-Kapelle genannt, mit anschließendem Priesterhaus und Diözesanseminar. Wie Christus im heiligsten Sakrament gleichsam bis an die Grenzen des Wissens, der Macht und der Liebe ging und darin „ein Gedächtnis seiner Wundertaten hinterlassen hat“ (memoriam fecit mirabilium suorum), so wollte auch Johannes de Ribera in der großen Dankbarkeit seines Herzens für das Heiligtum nur das kostbarste Material verwenden. Er berief die berühmtesten Künstler und Maler zur Ausschmückung des Baues und er wollte den Tabernakel nicht nur mit Reliquien von Heiligen, den Freunden Christi, umgeben, sondern mit vorbildlichen Priestern. Die Satzungen des von ihm gestifteten Priesterkollegs, die heute noch gelten, beginnen darum auch mit den Worten: „Im Namen . . . des heiligsten und göttlichen Sakramentes der Eucharistie, worin der wahre und lebendige Leib unseres Herrn Jesus Christus ist.“ Dann wird weiter ausgeführt, daß der Herr dort „eine Wohnung haben soll, von der er sagen kann: ‚Dies ist der Ort meiner Ruhe‘“. Und dies soll erreicht werden durch das lebendige Bewußtsein, „daß man sich in der Gegenwart des Herrn befindet und mit seiner höchsten und unendlichen Majestät spricht.“ — Deshalb lag dem Heiligen auch die Heili-

gung der Priester immer ganz besonders am Herzen. Häufig rief er sie in irgendeiner Kirche Valencias zusammen, und manche von ihnen wurden tief ergriffen, wenn der Erzbischof in heiligem Ernst und unverkennbarer Liebe mahnte: „Brüder, wir müssen dem Herrn Rechenschaft geben über die Seelen, die uns verlorengehen.“ Oder wenn er mit Tränen in den Augen ausrief: „O guter Jesus, mit blutigen Tränen möchte ich die Sünden deiner Erwählten verhindern, deren Händen sich Gott anvertraut und durch deren Hände den Seelen der Himmel geöffnet und die Hölle verschlossen wird.“ Zuweilen klagte er auch ganz beschämt: „Brüder, Jesus Christus liefert sich uns ganz aus im heiligsten Sakrament, und wo ist einer, der sich ganz und gar ihm übergabe und auslieferte?“

Eine weitere Eigentümlichkeit Juan de Riberas liegt in seiner Freundschaft mit vielen heiligen und heiligmäßigen Menschen seiner Zeit, wozu freilich auch sein langes Leben von fast achtzig Jahren und seine Stellung als Bischof beitragen. Hat er doch nicht weniger als zwölf Seligsprechungsprozesse in seiner Diözese durchgeführt. Als Beichtväter hatte er — unter anderen — den seligen Johannes von Avila und den heiligen Petrus d'Alcantara. In vertrauten Beziehungen stand er auch — um nur einige Namen zu nennen — mit dem heiligen Ludwig Bertrand, dem Apostel von Latein-Amerika, und mit dessen Ordensbruder, dem ehrw. Dominikanerpater Ludwig Granada, sowie mit den Heiligen: Pascal Bailón, Alfons Rodriguez und Karl Borromeo, sowie mit den Seligen: Nikolaus Factor und Kaspar Bono.

Am 6. Dezember 1610, einem Donnerstag, war der Heilige wiederum drei Stunden lang vor dem ausgesetzten Allerheiligsten in der Corpus-Christi-Kapelle gekniet, als ihn plötzlich die Kräfte verließen und er sich nur noch mühsam in sein Zimmer im Priesterkolleg schleppen konnte, wo er schon seit sechs Jahren wohnte. In der kalten Kirche hatte er sich wohl eine Lungenentzündung zugezogen. Zum Vice-Rektor des Kollegs sagte er: „Dies ist meine letzte Krankheit.“ Zu den starken Schmerzen kam vorübergehend auch das Gefühl der Gottverlassenheit. Mehrmals noch empfing er das heilige Sakrament als Wegzehrung, wobei der Todgeweihte in tiefem Glaubensgeist sich immer auf den Boden kniete und zuweilen ausrief: „Du, o Herr, kommst zu mir?!“ Nach dem Empfang der letzten Ölung betete er laut: „Gelobt und gepriesen sei der Herr, der uns auf der Welt ein solches Gut gelassen hat für die armen Sünder!“ — Als man die Sterbegebete beendet hatte, rief er dreimal klar und deutlich den heiligsten Namen Jesu an und verschied ohne Todeskampf, ja mit sichtlichem Frieden auf dem heiteren Antlitz. Es war der 6. Januar 1611, das Fest der Erscheinung des Herrn und zugleich ein Donnerstag, den er sich in seiner Liebe zum heiligsten Sakrament immer als Sterbetag gewünscht hatte. — Schon bald nach seinem Tode wurden die bischöflichen Prozesse über seinen Ruf der Heiligkeit und der Wunder geführt, aber erst nachdem Papst Benedikt XIV. im Jahre 1752 erklärt hatte, daß der vom Erzbischof dem König Philipp III. gegebene Rat über die Notwendigkeit der Ausweisung von 150 000 Mauren kein Hindernis für den Fortgang des Prozesses bilde, konnte der Prozeß weitergeführt werden. 1796 erfolgte schließlich die Seligsprechung durch Papst Pius VI.

Kraft seiner Machtvollkommenheit hat Papst Johannes XXIII. am 26. Mai dieses Jahres den seligen *Kardinal Gregor Barbarigo* (1625—1697) in St. Johann im Lateran heiliggesprochen. Der neue Heilige stammte aus einer erlauchten, heute erloschenen Familie in Venedig, wurde 1655 Priester, 1658 Bischof von Bergamo, 1660 Kardinal und war von 1665 bis zu seinem Tod im Jahre 1697 Bischof von Padua. Mit neunzehn Jahren war er als Begleiter des Venezianischen Gesandten zum Friedenskongreß nach Münster in Westfalen gekommen und hatte dort den Päpstlichen Legaten Fabio Chigi, den späteren Papst Alexander VII. (1655—1667), kennengelernt. Dieser hatte, nach Rom zurückgekehrt und zum Kardinal ernannt, einen entscheidenden Einfluß auf die Berufswahl des jungen Barbarigo, den er auf zwei Gemälde von Karl Borromeo und Franz von Sales hinwies mit den Worten: „Siehst du diese beiden Großen? Sie waren Prälaten, Bischöfe, Heilige, und obwohl sie in der Welt blieben, wußten sie die Höhen des beschaulichen Lebens mit den wundersamen und segensreichen Mühen des tätigen Lebens zu verbinden. Und dies ist mein Rat auch für dich. Entscheide dich!“ — Gregor gab daraufhin seine Gedanken an einen beschaulichen Orden auf und erwarb an der Universität Padua die akademischen Grade in Theologie und Jurisprudenz. Vielseitig begabt, hörte er mit großem Erfolg auch Vorlesungen in Geschichte, Mathematik, klassischen und orientalischen Sprachen und zeigte selbst für die medizinischen Wissenschaften

ten großes Interesse, besonders für die Anatomie. Er wurde in der gleichen Woche des Jahres 1655 zum Priester geweiht, in der sein Führer und Freund Fabio Chigi nach dem Tode Innocenz' X. zum Papst gewählt wurde und den Namen Alexander VII. annahm. Dieser ließ ihn bald nach Rom kommen und betraute ihn mit einigen Ämtern. Als im Jahre 1656 die Pest ausbrach, vertraute der Papst Barbarigo den Bezirk Trastevere an, um dort die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten und den geistigen und materiellen Bedürfnissen der schwer getroffenen Bevölkerung abzuhelpfen. Der Heilige rechtfertigte vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen und machte sich zum Opfer der Nächstenliebe, indem er allen alles zu werden suchte und in Rom ein Beispiel der Selbstverleugnung und Liebe gab, wie es in ähnlicher Weise der heilige Kardinal Borromeo in Mailand getan hatte. Zur Anerkennung ernannte der Papst ihn trotz seines Widerstrebens bald darauf zum Bischof der Diözese Bergamo.

Der Zustand, in dem er seine Diözese vorfand, war alles andere als ermutigend. Es gab kein Seminar, und der Klerus war in Bezug auf Bildung und Sitten nicht auf der Höhe seiner Aufgabe; entsprechend sah es bei den Gläubigen aus. Barbarigo nahm sich bewußt den heiligen Karl Borromeo zum Vorbild, der ein Jahrhundert vor ihm eine Erneuerung der Nachbardiözese Mailand angebahnt hatte. Bald nannte tatsächlich Klerus und Volk Barbarigo „einen neuen Borromeo“, und auch das Seligsprechungsdekret spricht von ihm als einem „lebendigen Bild des heiligen Erzbischofs von Mailand“. Seine erste und wichtigste Sorge war die Heranbildung eines neuen und guten Klerus. Er scheute darum keine Auslage für die Gründung eines Seminars nach den vom Trienter Konzil aufgestellten Richtlinien und gemäß den Regeln, die Karl Borromäus für das Mailänder Seminar gegeben hatte, und übernahm selbst die Leitung. Er wußte es in verhältnismäßig kurzer Zeit mit solchem Eifer zu beseelen, daß er einige Priester mitnahm, als ihm nach sieben Jahren die Erzdiözese Padua anvertraut wurde — ähnlich wie er selbst um Priester aus dem Mailänder Seminar gebeten hatte, damit er mit ihnen in Bergamo beginnen könne.

Der apostolische Eifer Barbarigos trug mit dazu bei, daß Papst Alexander VII. ihn im April 1660, also mit erst 35 Jahren, zum Kardinal ernannte. Die neue Würde änderte jedoch nichts an seiner einfachen Lebensweise, brachte es aber mit sich, daß er in fünf Konklaven an der Wahl eines neuen Papstes beteiligt war, nämlich Klemens' IX. (1667), Klemens' X. (1670), des seligen Innozenz' XI. (1676), Alexanders VIII. (1689) und Innozenz' XII. (1691). Bei den letzten beiden Wahlen war Barbarigo selbst der Wahl zum Papst — die er nicht wünschte — sehr nahe gewesen. Namentlich im Jahre 1691 ging in dem fünf Monate währenden Konklave „der Kampf der Parteien um die Kandidatur des Kardinals Gregorio Barbarigo“, wie Pastor in seiner „Geschichte der Päpste“ schreibt. Sein Name galt als aussichtsreich, noch bevor er das Konklave betrat, denn seine vortrefflichen Eigenschaften konnte niemand leugnen. Dies verkannte auch der kaiserliche Gesandte in Venedig nicht, aber dessen Bericht wurde insofern verhängnisvoll für Barbarigo, als er diesem eine französische Gesinnung unterstellte und geradezu behauptete: selbst Ludwig XIV. könne kein besserer Franzose sein als Barbarigo.

Der selige, im Jahre 1676 gewählte Papst Innozenz XI. hielt den von ihm hochgeschätzten Kardinal drei Jahre lang (1677—1680) in Rom zurück, um ihn als Berater in schwierigen Fragen in seiner Nähe zu haben. Während dieser Zeit sah man Barbarigo an bestimmten Tagen und Festen zu Fuß von Trastevere, wo er damals wohnte, in seine Titelkirche gehen, um dort den Kindern die Grundwahrheiten des Glaubens zu erklären. Nicht wenige glaubten dies tadeln zu sollen, weil es sich nicht mit der Ehre des Kardinals purpurs vertrage. Als aber Papst Innozenz XI. davon hörte, zollte er dem Kardinal öffentlich Anerkennung und Lob, empfahl sein Beispiel allen zur Nachahmung und übertrug ihm die Oberaufsicht über die Schulen der Christenlehre in Rom.

Von 1680 bis 1697 widmete sich Barbarigo wieder ganz seiner Diözese Padua und führte dort in größerem Maßstabe das durch, was er schon in Bergamo mit Erfolg versucht hatte. Er gab vor allem dem Seminar neue Satzungen und neue Baulichkeiten im ehemaligen Konvent einer durch Klemens IX. aufgehobenen Kongregation; sodann bemühte er sich um die Erneuerung der Katechese und der Predigt, wobei er mit unermüdlichem Eifer das beste Beispiel gab und zuerst selbst verwirklichte, was er immer wieder seinen Priestern in Erin-

nerung rief: „Man muß die Bekehrung anderer zur Reife bringen durch das eigene Gebet und die Abtötung.“ Gott segnete zuweilen die apostolischen Arbeiten des Kardinals mit wunderbaren Gnadengaben. — Zusammenfassend bemerkt ein Biograph des Heiligen: In seinem äußeren Leben waren die vorherrschenden Tugenden der apostolische Eifer und die Liebe und Mildtätigkeit gegenüber den Armen, in seinem inneren Leben waren es besonders das Gebet und die Abtötung. Der Heilige selbst pflegte zu wiederholen: „Unsere Gebrechlichkeit zieht uns nach unten; wir brauchen daher zwei Flügel, durch die wir uns aus dem Staub erheben, und diese Flügel sind Gebet und Abtötung.“

Anfang 1697 sprach Kardinal Barbarigo wiederholt von seinem baldigen Sterben, meinte aber zugleich: „Ein Bischof darf nicht ruhen; unsere Ruhe wird im Himmel sein.“ Mitte Juni bekam er hohes Fieber, aber weit quälender noch war für ihn eine große Furcht vor der Verantwortung, als Bischof vor den Richterstuhl Gottes hinzutreten. Erst als der ihm beistehende Priester ihn einlud, mit ihm zusammen das Tedeum zu beten, hörte der innere Sturm auf, und Kardinal Barbarigo folgte mit sichtlicher Freude dem Lobgesang bis zum letzten Vers, den er dann immer wieder in seinen letzten Tagen wiederholte: „Auf Dich, o Herr, habe ich meine Hoffnung gesetzt; in Ewigkeit werde ich nicht zuschanden.“

Wenn man im Fall des seligen Gregorio Barbarigo von einer „äquivalenten“ oder gleichwertigen Heiligsprechung sprach, so gilt dies nur in einem weiteren, uneigentlichen Sinn; denn die „gleichwertige“ Selig- und Heiligsprechung durch Bestätigung eines schon lange bestehenden Kultes ist (nach Kanon 2125 des Kirchenrechtes) für jene möglich, die nach dem Pontifikat Alexanders III. (um 1200) und vor den Dekreten Urbans VIII. (vor allem vor dem Dekret vom 5. 7. 1634) schon als Selige (oder Heilige) verehrt worden waren.

Dies traf zu für den Prämonstratenser *Hermann Joseph*, der um das Jahr 1150 in Köln geboren war und am 7. April 1241 (oder vielleicht erst 1252) im Kloster der Zisterzienserinnen in Hoven starb und dessen Gebeine in das Kloster Steinfeld übertragen wurden. Am 11. August 1958 wurde das Dekret der Ritenkongregation (AAS 1959, 831) erlassen, wodurch der Kult, der dem „selig“ oder „heilig“ genannten Pater Hermann Joseph seit unvordenklichen Zeiten erwiesen wurde, nun auch offiziell bestätigt worden ist, zugleich mit der Dispens von der (nach Kanon 2102 an sich geforderten) Feststellung des heroischen Tugendgrades.

Für die (am 8. Juni 1952) seliggesprochene Schwester *Bertilla Boscardin*¹ ist bereits die Bestätigung zweier seit ihrer Seligsprechung auf ihre Fürsprache hin erlangter Wunder erfolgt, so daß also ihre Heiligsprechung in absehbarer Zeit zu erwarten ist.

Der *heroische Tugendgrad* wurde bestätigt für Mutter Elisabeth Anna Seton (28. 8. 1774 bis 4. 1. 1821) und für Bruder Meinrad Eugster OSB (23. 8. 1848—14. 6. 1925).

Elisabeth Anna Seton, geborene Bayley, dürfte wohl die erste geborene Nordamerikanerin sein, die seliggesprochen werden wird. Vielleicht wird man sie dann einfachhin die selige „Elisabeth von New York“ nennen, denn dort wurde sie 1774 als zweite von drei Töchtern des Arztes Dr. Richard Bayley und seiner Frau Katharina Charleton geboren und dort ist sie nach wohlbehüteter Jugend Frau und Mutter von fünf Kindern geworden; dort ist sie auch als dreißigjährige Witwe von der protestantischen Episkopalkirche in die katholische Kirche übergetreten.

Ihr Vater war der erste Professor für Anatomie an der Columbia-Universität. Als seine erste Frau im Jahre 1777 starb, verheiratete er sich mit Miß Barclay. Elisabeth schloß sich eng an den Vater an und war auch zweifellos dessen Lieblingstochter. Sie genoß eine ausgezeichnete Bildung und Erziehung. Auch die Gnade Gottes wirkte offensichtlich in ihr, denn sie war frömmer als ihr Vater. Dieser war im übrigen ein sehr rechtschaffener Mann, der als Arzt den Armen viel Gutes tat. Ja, er opferte in einem wahren Sinn sein Leben im Dienst der Armen. Als er sich wieder einmal der armen irischen Flüchtlinge annahm, die wegen der Glaubensverfolgung ihre Heimat verlassen hatten, wurde er in der Quarantäne-Station angesteckt. Da war es seine Tochter Elisabeth, die ihn in seinen letzten Stunden den Namen Jesu aussprechen und anrufen lehrte, wie sie bald nachher ihrem Tagebuch

¹ Vgl. F. Baumann: *Pius XII. erhob sie auf die Altäre. Die Heilig- und Seliggesprochenen seines Pontifikats*. Würzburg, Echter-Verlag 1960, 321.

anvertraute: „Mehrals wiederholte er: ‚Mein Heiland Jesus, erbarme dich meiner!‘ bis er am 17. (August 1801), an einem Montag um halb drei Uhr nachmittags, ganz leicht und ruhig wurde, seine Hand in meine legte und seinen letzten Atemzug tat.“ — Am 25. Januar 1794 hatte sich Elisabeth mit dem Kaufmann Wilhelm Magee Seton vermählt. Dieser hatte früher seine Lehrzeit in dem Bankhaus der Filicchi in Livorno verbracht und wollte dort oder wenigstens in Italien Heilung suchen, als er nach etwa achtjähriger Ehe an Schwindsucht erkrankte. Seine Frau Elisabeth und das älteste, kaum achtjährige Kind Anna begleiteten ihn. Die Fahrt auf einem kleinen Schiffe dauerte damals von New York über Gibraltar nach Livorno vom 2. Oktober bis zum 18. November 1803. Als die drei endlich in Livorno an Land gehen wollten, wurde ihnen bedeutet, daß sie — wegen wirklicher oder vermeintlicher Ansteckungsgefahr — in einem Quarantäne-Lazarett bleiben müßten. Es waren schwere Tage und Wochen, besonders für Frau Seton, die in aufopfernder Pflege und ständigem Gebet ihren Mann auf den Tod vorbereitete, der tatsächlich am 27. Dezember 1803 eintrat. Es war ähnlich wie beim Tod ihres Vaters: „Heute“ — so schrieb Elisabeth in ihr Tagebuch — „um viertel nach sieben Uhr morgens tat mein armer Mann seinen letzten Seufzer, zugleich mit dem festen Druck der Hand, womit er — wie wir abgemacht hatten — bezeugen wollte, daß seine Seele in diesem Augenblick fortfuhr in ihrem Frieden mit Jesus.“ — Als der protestantische Pastor von Livorno ihren Mann beerdigte, hatte Elisabeth Seton immer nur ein Wort: „O mein Gott und mein Vater!“ Ihr Verhalten in dieser für sie so schweren Lage war aber so, daß die Leute von Livorno unwillkürlich sagten: „Wenn sie nicht häretisch (protestantisch) wäre, würde sie eine Heilige sein.“ — Die Familie Filicchi nahm sich mit großer christlicher Liebe der jungen Witwe und ihrer Tochter an, die beide nunmehr selbst schwer krank wurden. In ihrer katholischen Umgebung sollten sie vor allem zwei große Wahrheiten kennen lernen: die bleibende Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sakrament und die Mutter des Herrn. — Als Elisabeth im Juni 1804 wieder nach New York zurückkehrte, kannte und schätzte sie wohl die katholische Kirche, aber der naheliegende Entschluß schien nicht verwirklicht werden zu können. War sie doch Mutter von zwei Söhnen und drei Töchtern, und zahlreich war ihre protestantische Verwandtschaft, denn ihr Schwiegervater hatte fünfzehn Kinder gehabt. Trotz allem tat sie den entscheidenden Schritt und wurde am 15. März 1805 in die katholische Kirche aufgenommen. Am Fest Mariä Verkündigung empfing sie die erste heilige Kommunion. In der Freude ihres Herzens schrieb sie an diesem Tag an ihre Freundin, Frau Amabilia Filicchi in Livorno, u. a.: „Endlich ist Gott mein. Jetzt mag kommen, was will. Ich habe IHN empfangen . . . O mein Gott, bis zum letzten Atemzug werde ich mich an diese vorhergehende Nacht des Wachens und Wartens bis zum Anbruch des Tages erinnern.“ Freilich wurde durch den Übertritt ihre Lage äußerst schwierig, zumal auch eine junge Schwägerin von ihr, Zäzilia Seton, ihrem Beispiel folgte und katholisch wurde. So wurde Elisabeth geradezu als „Verführerin der Jugend“ verschrien. Doch in der allergrößten Not kam Gott ihr zu Hilfe. Im Jahre 1808 wurde sie von dem Priester Dubourg, dem Rektor eines katholischen Kollegs in Baltimore, aufgefordert, dort eine Schule für Mädchen zu eröffnen. Im Zusammenhang damit bildete sich allmählich — unter heroischen Opfern und unter der Leitung von „Mutter Seton“. wie sie nun von vielen genannt wurde, — eine religiöse Gemeinschaft, deren Gründungstag der 2. Juni 1809 war: Mutter Elisabeth legte vor dem Erzbischof von Baltimore die Gelübde ab und übernahm die Regeln, die der hl. Vinzenz von Paul den „Barmherzigen Schwestern“ gegeben hatte. Durch die Freigebigkeit eines Konvertiten erstand das Mutterhaus in Emmitsburg unweit Baltimore, und im Jahre 1812 wurde Mutter Seton zur Generaloberin gewählt. Als sie mit erst 47 Jahren starb, trauerten etwa fünfzig Schwestern um ihre von allen verehrte und geliebte Mutter. Heute zählen die „Barmherzigen Schwestern vom heiligen Joseph“ in den Vereinigten Staaten Amerikas und in Kanada mehr als 9000, in etwa 700 Häusern und sechs „Kongregationen“. Von den eigenen Kindern Mutter Elisabeths starben zwei Töchter als Kandidatinnen der Gründung ihrer Mutter; die dritte starb als „Barmherzige Schwester“ mit 91 Jahren (1891) in New York. Ihr Sohn Richard opferte mit 26 Jahren sein Leben, als er einen kranken protestantischen Missionar pflegte, dabei selbst angesteckt wurde und starb. Der älteste Sohn Wilhelm war zwei Jahre im Bankhaus von Livorno, zog es aber vor, zur Marine zu gehen. Einer seiner Söhne wurde katholischer Erzbischof.

Bruder Meinrad Eugster OSB (in der Welt Joseph Gebhard) war ein Schweizer. Er wurde als zwölftes Kind einer bescheidenen Lehrersfamilie in Altstätten (im Kanton St. Gallen) geboren und starb nach fünfzig Jahren Ordensleben im Kloster Einsiedeln. Schon über seine Jugendzeit stellte ihm sein Bruder Jakob, der Priester war, das Zeugnis aus: „Er war von uns allen der Bravste und Frömmste.“ Vom 12. bis 14. Lebensjahr arbeitete er in einer Fabrik, dann kam er in das Geschäft eines echt christlichen Kaufmanns, wo er sich durch seine pünktliche und treue Arbeit auszeichnete. Mit sechzehn Jahren begann er die Lehrzeit bei einem Schneidermeister in Altstätten. Im Jahre 1867 ging er nach altem Brauch auf Wanderschaft, um sich im Beruf weiter auszubilden und seinen Gesichtskreis zu erweitern. Er wurde damals geschildert als „kleines Schneiderlein, sauber gekleidet, ein quecksilbriges Männlein, immer freundlich und dabei tieffromm“. Schon länger hatte er sich mit dem Gedanken getragen, Gott möglichst vollkommen in einem Kloster zu dienen, konnte sich aber nicht entscheiden über die Wahl des Ordens. Als er in Feldkirch arbeitete, wo sein Bruder Florian im Jesuitenkolleg („Stella Matutina“) studierte, wies ihn ein Brief seines Beichtvaters, des Kapuzinerpaters Otto, an die Benediktiner in Einsiedeln. Zuerst wurde er dort als weltlicher Schneidergeselle beschäftigt. Als solcher schloß er sich auch dem damals durch Adolf Kolping gegründeten Gesellenverein an und gewann durch seinen fröhlichen Sinn und seinen frommen Charakter rasch die Liebe der „Vereinsbrüder“. Am 5. September 1874 konnte er im Kloster Einsiedeln sein Noviziat beginnen und ein Jahr danach seine Gelübde ablegen. Fünfzig Jahre lang hat er das Opfer des eigenen Willens und seiner selbst Gott vollkommen dargebracht, wie einer seiner Mitbrüder bezeugte: „Bruder Meinrads ständige Übung war, sich für andere zu opfern. Was er betete, weiß ich nicht, aber daß er immer betete, das merkte ich. Er war ein Muster von Arbeitsamkeit und Fleiß; nie fand man ihn müßig. Sein Ich schien wirklich gestorben zu sein; denn für ihn kamen immer zuerst die anderen und zuletzt er, aber immer war er lächelnd und ganz zufrieden.“ — Sein Lieblingspruch war: „Oh, habt nur Geduld, es geht alles vorbei, nur die Ewigkeit nicht!“ Und große Geduld hat er wirklich geübt, nicht bloß infolge der vielseitigen Inanspruchnahme: „Wenn eine Arbeit schwierig war und man nicht recht wußte, wie sie anzufassen sei, ging er mit vorbildlichem Eifer daran. Er entfaltete überhaupt in allem einen außergewöhnlichen Eifer, selbst bei den geringsten Arbeiten. Dabei suchte er stets andere an den ersten Platz und sich in den Schatten zu stellen.“ — Er hat auch Jahre lang mit heroischer Geduld einen vorgesetzten Mitbruder ertragen, den alle fürchteten: „Nur Gott weiß, was er unter diesem nervösen Vorgesetzten gelitten hat; denn auch nach den heftigsten Auftritten hörte man nie ein Wort aus dem Munde des demütigen Bruders, wenn er auch manches Mal die Tränen nicht verbergen konnte, die ihm eine solche Behandlung erpreßte.“ Darum erklärte ein anderer Mitbruder: „Was ich am meisten an Bruder Meinrad bewunderte, war sein Gleichmut in allen Wechselfällen des Lebens: untrügliches Zeichen einer in Gott verankerten Seele, deren Ruhe durch keine von einer Leidenschaft herrührende Gemütsbewegung sich stören ließ. Niemand sah ich ihn ungeduldig bei Verdrießlichkeiten, aufgebracht bei Beleidigungen.“ — Mit stiller Sehnsucht aber auch Ergebung dachte er schon lange Jahre ans Heimgehen in den Himmel. Am Abend des Sonntags in der Fronleichnamsoktav 1925 ging er ohne Todeskampf und unter den Gebeten seiner Mitbrüder hinüber. Sein Oberer sagte vor den versammelten Brüdern nach dem seligen Hinscheiden u. a.: „Er war zufrieden mit jeder Arbeit, mit jeder Behandlung und hielt sich selbst für einen unnützen Knecht, wie es der Heiland gelehrt hat . . . Und aus dieser echten Demut ging seine brüderliche Liebe hervor . . . Alle hat er gütig, wohlwollend beurteilt und sich sehr gehütet, andere zu richten, eingedenk der Worte Jesu. Darum konnte er auch so ruhig dem Tod entgegensehen.“

Die „*Einleitung*“ beim Heiligen Stuhl ist für folgende Diener Gottes zu einem günstigen Ergebnis gekommen: *Salvator Lilli OFM* (19. 6. 1853—22. 11. 1895) aus Cappadocia in den Abruzzen; *Erzbischof Guido Maria Conforti* (30. 3. 1865—5. 11. 1931) aus Casalora di Ravadese; *P. Kaspar Stangganger CSSR* (12. 1. 1871—26. 9. 1899) aus Kälberstein bei Berchtesgaden; *P. Rupert Mayer SJ* (23. 1. 1876—1. 11. 1945) aus Stuttgart.

F. Baumann SJ